

Wien, im Februar 2020

Liebe Teamfreunde!

Jeder von uns kommt aus einer Familie. Ohne Vater und Mutter gäbe es das Kind nicht, das jeder von uns einmal gewesen ist.

In welchem Ort, in welche Zeit und in welches Umfeld wir hineingeboren sind hat maßgeblich unser Heranwachsen mitbestimmt.

Die meisten von uns haben schon ein höheres Lebensalter erreicht. Da funktioniert ja das Langzeitgedächtnis im Vergleich zum Kurzzeitgedächtnis bekanntlich immer besser. Die Erinnerung an Kindheit und Jugend wird oft sehr lebendig. In dieser Zeit hat uns die Familie am meisten geprägt.

Als ich gerade begonnen hatte, mich mit dem Thema zu befassen, wurde im Wiener Dommuseum die Ausstellung „*family matters*“ eröffnet.

Johanna Schwanberg, die Kuratorin, schreibt dazu im Begleitheft:

„Familie kann alles sein: ein Ort der Liebe, der Geborgenheit und Solidarität, aber auch der Gewalt, der Machtausübung und des Missbrauchs. Familie kann Wunschtraum und Albtraum zugleich sein. Wie ein Blick in die Kunstgeschichte zeigt, liefern Familien seit über 2000 Jahren Tragödien wie Komödien gleichermaßen . . .“ Verschiedenste Familienbilder werden gezeigt: Von der Heiligen Familie über die biedermeierliche Sonntagsfamilie, Bilder von Adelsfamilien, von neuzeitlichen Formen der Familie und auch verstörende Bilder.

Wo, wann und in welches soziale Umfeld wir hineingeboren wurden, das hatten wir nicht in der Hand. Da hat es das Schicksal gut oder eben nicht so gut gemeint. Wie wir mit unserer familiären Prägung umgegangen sind und weiter umgehen, das entscheiden wir selbst.

Mein Vorschlag wäre: Es möge sich jeder im Team schon vor dem geplanten Treffen mit seiner eigenen Familiengeschichte gedanklich auseinandersetzen. In offenen Gesprächen könnte ein anregender Austausch der verschiedenen Umgangsarten mit der familiären Prägung stattfinden.

Ich wünsche allen einen gelingenden Teamabend!

Herzliche Grüße
Gerlinde Unger

| |
|--|
| <p style="text-align: center;">MEINE FAMILIÄREN PRÄGUNGEN. WIE GEHE ICH DAMIT UM?</p> |
|--|

BETRACHTUNG**Der zwölfjährige Jesus im Tempel: Lk 2,41-52**

Die Eltern Jesu gingen jedes Jahr zum Paschafest nach Jerusalem.

Als er zwölf Jahre alt geworden war, zogen sie wieder hinauf, wie es dem Festbrauch entsprach. Nachdem die Festtage zu Ende waren, machten sie sich auf den Heimweg. Der junge Jesus aber blieb in Jerusalem, ohne dass seine Eltern es merkten. Sie meinten, er sei irgendwo in der Pilgergruppe, und reisten eine Tagesstrecke weit; dann suchten sie ihn bei den Verwandten und Bekannten. Als sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort. Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel; er saß mitten unter den Lehrern, hörte ihnen zu und stellte Fragen. Alle, die ihn hörten, waren erstaunt über sein Verständnis und über seine Antworten. Als seine Eltern ihn sahen, waren sie sehr betroffen, und seine Mutter sagte zu ihm: Kind, wie konntest du uns das antun? Dein Vater und ich haben dich voll Angst gesucht. Da sagte er zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört? Doch sie verstanden nicht, was er damit sagen wollte. Dann kehrte er mit ihnen nach Nazareth zurück und war ihnen gehorsam. Seine Mutter bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen. Jesus aber wuchs heran, und seine Weisheit nahm zu, und er fand Gefallen bei Gott und den Menschen.

Die Segnung der Kinder: Lk 18,15-17

Man brachte auch kleine Kinder zu ihm, damit er ihnen die Hände auflegte. Als die Jünger das sahen, wiesen sie die Leute schroff ab.

Jesus aber rief die Kinder zu sich und sagte: Lasst die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes. Amen, das sage ich euch: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt, wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.

Von den wahren Verwandten Jesu: Mk 3,31-35

Da kamen seine Mutter und seine Brüder; sie blieben vor dem Haus stehen und ließen ihn herausschreien.

Es saßen viele Leute um ihn herum, und man sagte zu ihm: Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und fragen nach dir.

Er erwiderte: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? Und er blickte auf die Menschen, die im Kreis um ihn herumsaßen, und sagte: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter.

DER BEGRIFF DER FAMILIE IM LAUFE DER ZEITEN.

Die Kernfamilie ist eine Lebens- und Wohngemeinschaft von Vater, Mutter, Kindern und Großeltern.

Zur Großfamilie gehören alle Blutsverwandten.

Die lateinischen Begriffe *famulus* und *famula* bedeuteten Gehilfe, Diener, Knecht. Davon leitet sich das Wort *familia* ab und beschreibt die Gemeinschaft aller im Hause wohnenden. Damals wurden auch Kinder, vielleicht auch die Hausfrau, sklavenähnlich gehalten. Der *pater familias* hatte die Zentralposition inne und das uneingeschränkte Verfügungsrecht über die gesamte Hausgemeinschaft. (Wir dürfen aber annehmen, dass es auch im alten Rom Väter gegeben hat, die ihre Frauen nicht wie Sklavinnen gehalten und die Kinder in die Schule geschickt haben.) Die patriarchalischen Strukturen haben sich bis ins 19. Jhdt. erhalten.

Erst im Laufe der jüngeren Geschichte hat sich das Familienbild verändert. Aus Vater und Mutter entstanden Eltern, die – im günstigen Fall – die Erziehung der Kinder gemeinsam übernehmen.

Obwohl die traditionelle Form der Familie nach wie vor einen hohen Stellenwert hat, sind durch den Wandel der Lebensformen neue Familienbilder entstanden: Alleinerziehende, Lebensgemeinschaften, Stieffamilien (nach Scheidung) und Patchworkfamilien.

DIE AUFGABEN UND FUNKTIONEN DER FAMILIE

Die Sozialisationsfunktion:

Die Familie ist ein sozialer Raum, in dem Rücksichtnahme und Wertschätzung des Nächsten und liebevoller Umgang miteinander gelernt und geübt werden kann.

Die wirtschaftliche Funktion:

beinhaltet die materielle Fürsorge (Ernährung, Wohnung, Kleidung...)

Die politische Funktion:

ortet die legitime Platzierung in der jeweiligen Gesellschaft.

Die religiöse Funktion:

Vermittlung von Glauben, Werten und das Erleben von Ritualen.

DIE FORMEN DER PRÄGUNG

Wir sind einerseits durch Genetik und andererseits durch unser Umfeld, unsere Bezugspersonen, geprägt.

Martin Buber: **Der Mensch wird am Du zum Ich.**

„Die stärkste Droge für den Menschen ist der andere Mensch“. Mit diesem Satz beginnt Joachim Bauer, Neurowissenschaftler, Arzt und Psychotherapeut, sein Buch: *„Wie wir werden, wer wir sind. Die Entstehung des menschlichen Selbst durch Resonanz.“*

In diesem Buch – ich habe es mit Begeisterung gelesen – wird wissenschaftlich und doch mit einfachen Worten erklärt, was frühere Generationen intuitiv gewusst haben. Inzwischen kennt man das System der Spiegelneuronen, die von Geburt an funktionstüchtig sind. Signale, die der Säugling aussendet, erzeugen in der Bezugsperson eine Resonanz; die Mutter spürt, wie es dem Kind geht, wird reagieren (zurückspiegeln), das löst im Kind wieder Resonanz aus. Wenn Bezugspersonen ihre Sinne nicht auf den Säugling richten, gehen die Signale des Säuglings ins Leere. Wichtig ist auch, das Resonanzverhalten von Anfang an sprachlich zu begleiten, denn durch das Hören werden Zentren in der Hirnrinde stimuliert, die später Sprache produzieren. Viele von uns wissen von dem fatalen Versuch des Stauferkönigs Friedrich II. im 13. Jhd., Säuglinge zu versorgen ohne mit ihnen zu sprechen! Sie sind allesamt bald verstorben.

So wird durch Beachtung und liebevolle Zuwendung von Anfang an das Selbst des Menschen gebildet. Bekommt es das nicht, nimmt sein Selbst einen bleibenden Schaden.

Auch in den Erkenntnissen der Existenzanalyse gilt der Grundsatz:

*„Das Urvertrauen wird im ersten Lebensjahr gebildet.
Was da versäumt wird, kann nicht mehr nachgeholt werden.“*

Joachim Bauer:

„Das Stirnhirn, welches zum Zeitpunkt der Geburt noch funktionsuntüchtig ist und beim späteren Erwachsenen die Selbst-Netzwerke beheimaten wird, durchläuft in den ersten zwei Lebensjahren einen neurobiologischen Reifungsprozess.“

Dieses *In Beziehung-Sein* ist der Grundstein für die gedeihliche Entwicklung des heranwachsenden Menschen!

Doch schon gegen Ende des zweiten Lebensjahres strebt das Kind nach Autonomie: es lernt laufen, sprechen, „nein“ sagen und will sein ICH dem DU des anderen entgegenstellen.

Zum „Ich-Du“ kommt ein Selbstbeobachter –und das Kind lernt die Perspektive anderer zu berücksichtigen. Soziale Fähigkeiten wie warten, teilen, Impulse zu bremsen, . . . beginnen sich zu entwickeln. Ein ideales Biotop dafür ist eine Gruppe von mehr oder weniger Gleichaltrigen, wo gemeinsames Spiel und sprachlicher Austausch auf Augenhöhe stattfindet, betreut von qualifizierten Pädagogen. Eine Kindergartenpflicht ab dem dritten Lebensjahr wäre daher ein Segen.

Der eigentliche Erziehungsauftrag aber bleibt bei den Eltern. Dass Menschen ihre Kinder gewaltfrei erziehen und zu sozial verträglichem Verhalten veranlassen können, verdankt der Mensch in erster Linie der Sprache (ständiges im Gespräch bleiben und bei Bedarf freundliches Korrigieren). Von gleicher Wichtigkeit sind gute Vorbilder.

Joachim Bauer:

“Kinder und Jugendliche entwickeln Vitalität und Lebensfreude nur dann, wenn sie sich geliebt und zugehörig, also sicher gebunden fühlen.“

Eine Herausforderung der Eltern ist der pubertäre Ablösungsversuch ihres Nachwuchses, eine von Meinungsverschiedenheiten geprägte Zeit, in der es Konflikte konstruktiv durchzustehen gilt. Hilfreiche Eltern bewältigen den Balanceakt zwischen “freilassen“ und „stand-by-position“ (für den Fall, dass ihre Kinder noch Unterstützung brauchen). Nicht allen Eltern gelingt das. Manche können nicht „loslassen“, andere neigen zum „frühen Hinauswurf“. Beides hilft den Jugendlichen nicht beim „Autonomwerden“, beim Entstehen eines gesunden Selbst.

DER UMGANG MIT DER PRÄGUNG

Ist es nicht so, dass wir, rückblickend auf unsere Kindheit und Jugend, die Dinge in immer anderem Licht sehen?

Haben wir unsere Eltern in der Jugend immer verstanden?

Wie ist das heute?

Haben sie uns ihren Glauben vermittelt?

Wie war das religiöse Leben in der Familie?

Was immer wir im Zusammenleben mit unserer Familie erfahren haben, es ist unsere Entscheidung, wie wir damit umgehen.

(Wir können dankbar sein, wir können vergeben.....)

An dieser Stelle könnte ein Austausch der Erfahrungen im Teamgespräch stattfinden.

GEBET ZUM ABSCHLUSS

*Ich danke für meine Familie,
meine Freunde,
für den Frieden in dem ich leben darf,
für die Fähigkeiten,
die Du mir geschenkt hast,
und ich danke,
dass ich auf die Zukunft vertrauen kann,
denn Du, guter Gott, bist immer bei mir.*

Amen